Nummer 37. Berlin, Montag 13. September 1897.

Der Zeitgeist

Verantwortl. Redakteur: Dr. jur. E. Grüttefien in Berlin.

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt"

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Canovas del Castillo und der Verfall der romanischen Völker.

Von [Nachdruck verboten.]

Hans Parlow (-Madrid).

Kaum eine einzige spanische Zeitung hat bisher eine wirklich ernste Veröffentlichung über den Ermordeten gebracht; sämmtliche Nachrufe haben weiter nichts als Sammlungen von Gemeinplätzen enthalten. Aber dieser Mangel an Ernst in der Beurtheilung des Ermordeten läßt sich erklären. Denn obgleich die Spanier den Mann, den sie eben verloren haben, heute feiern, so ist es den allermeisten von ihnen doch unbekannt geblieben, warum sie ihn feiern. Sie besitzen das dumpfe Gefühl von einem großen Verlust, durch den sie benachtheiligt worden, aber sie wissen nicht, welcher Art dieser Verlust ist. Den Meisten von ihnen, den Provinzen ausschließlich und der Hauptstadt zum größeren Theil, war Canovas del Castillo derjenige Mann, dessen Name am häufigsten in den Zeitungen stand, der Reden hielt und ab und zu Ministerpräsident war; daß er sich von einem anderen beliebigen Minister unterschied, wußte oder glaubte man nicht, seine Werke hatte Niemand gelesen, und nur selten konnte ein Spanier darauf Antwort geben, wenn man ihn nach irgend etwas Positivem fragte, aus dem die Geschicklichkeit Canovas als Minister, Politiker und Staatsmann sich hätte beweisen lassen können. Einem kleinen Theil, der ihm nahe stand, war Canovas der Beschützer, der Stellen und Aemter zu vergeben hatte, und der von dieser Befugniß mit derselben Gewissenlosigkeit Gebrauch machte wie alle übrigen spanischen Politiker; einem noch kleineren, ihm am nächsten stehenden Theil war er allerdings der Mann, ohne den ein Chaos unvermeidlich war. Aber auch die Angehörigen dieser letzten Kategorie würden in Verlegenheit gerathen, wenn man sie um bestimmte Einzelheiten erruhte, die als Belege für ihre vorgefaßte Meinung gelten könnten.

Wer Canovas del Castillo war, und was er galt, das zu entscheiden fällt auch Dem nicht leicht, der sich mit ihm beschäftigt hat. Ich befinde mich seit fünfzehn Jahren in Spanien, habe das politische und literarische Wirken des Mannes verfolgt und bemerkt, wie beides in einander greift, habe ihn auch persönlich gekannt; trotzdem wird es mir schwer, das Positive, und noch schwerer, das Bleibende in seinem öffentlichen Wirken festzustellen und schlüssig darüber zu werden, ob er nur ein Politiker oder ein Staatsmann, wenn auch ein durch die Umstände mit seinem Wirken in die engen Grenzen Spaniens gebannter Staatsmann war. Das Bemerkenswerthe in seinem politischen Leben, insofern dieses nicht nur Spanien, sondern auch die Welt angeht, besteht darin, daß er die Republik von 1868—70 und das darauf folgende Königthum des italienischen Prinzen Amadeo nur für ein Provisorium ansah und sich abwartend verhielt, dann im Dezember 1874 nach der Abdankung des ausländischen Fürsten sich plötzlich mit den Vollmachten der zurückgerufenen Bourbonendynastie präsentirte, in deren Namen kurze Zeit die Diktatur ausübte und später ihr erster Ministerpräsident wurde. Aber ob er weiter nichts als der politische Agent der verbannten Dynastie war, der nur geschickt das militärische Pronunciamento des Generals Martinez Campos sekundirte, oder ob er die tonangebende Rolle eines George Monck spielte, oder ob sein Weitblick und seine hohe Intelligenz ihm dieses Abwarten vorschrieb und ihn bewog, sich im richtigen Augenblick der hoffnungsvollen Dynastie anzubieten, — dies alles, in welchem das Positive, nicht seines Werthes, sondern seiner Leistungen, nicht seiner Weisheit als Politiker, sondern als Staatsmann, enthalten sein könnte, ist bisher ein Räthsel geblieben; kein Zeitgenosse hat etwas Bestimmtes darüber sagen können, und er selber hat sich ebenfalls zu keiner Zeit darüber geäußert.

Wohl ist es richtig, daß die militärischen Pronunciamentos mit seinem Emporkommen aufhörten. Freilich nur, soweit sie eine Charakteristik und eine eingewurzelte Gewohnheit der spanischen Armee bildeten. Denn noch im Sommer 1882 fand das Pronunciamento der Garnison von Badajoz und im Herbst 1886, unter dem General Villacarcha, dasjenige der Madrider Garnison statt. Es muß jedoch bezweifelt werden, daß die Persönlichkeit Canovas del Castillos das Moment der Verhinderung gegenüber dieser spanisch-militärischen Gepflogenheit gewesen ist. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die beginnende Indolenz der spanischen Armee, insbesondere diejenige der Generalität — diese Indolenz legt in dem noch andauernden kubanischen Feldzug Zeugniß für sich ab —, der Thätigkeit Canovas entgegengekommen ist.

Ein Schöpfer pflegt sich niemals in den Dienst seiner Kreatur zu stellen. Darum mußte Canovas über der sogenannten konservativen Partei stehen, die sein eigenstes Werk ist, die ihm indessen niemals mehr oder weniger gewesen ist als ein Unterstützungsmittel seiner höchst persönlichen Regierung. Ebenso gut wie konservativ hätte er die von ihm gebildete Partei, welche eher den Namen einer Gefolgschaft verdiente, auch beliebig anders bezeichnen können. Als er sie gründete, gab es ja eigentlich keine andere Partei in dem chaotisch durcheinandergeschüttelten Spanien. Die Gegenpartei, die sogenannten Liberalen, welche sechs Jahre später die Macht erlangten, waren zuvörderst keine politische Partei, sondern ein gegenseitiges Sichfinden aller derjenigen Elemente, die sich für zu selbstständig hielten, um sich unter Canovas beugen zu können. Daß sie sich später „liberal" nannten, beruht auf einer Laune, wie die Bezeichnung „konservativ" ein aus der Laune hervorgegangener Name für die Canovasische Partei war. Es hat sich während 25 Jahren in Spanien nicht um einen Kampf zwischen Konservativen und Liberalen sondern um denjenigen zwischen Canovaismus und seiner Opposition gehandelt.

Wenn es demnach auch feststeht, daß er sich um Parteiprogramme nicht kümmerte, aber dieselben hinwegsah und weiter wollte, so kann darum noch nicht behauptet werden, daß er dem spanischen Volk, also denjenigen neun Zehnteln desselben, die keine Aemter innehatten oder erwarteten, näher stand. Diese neun Zehntel pflegen ihre Regierer über denselben Kamm zu scheeren; es giebt für sie nicht Regierer und Regierte, sondern nur Plünderer und Geplünderte. Und während die liberale Partei die Korruption immerhin noch mit schönen Phrasen und Vorwänden und Entschuldigungen durchführte, trat die konservative Partei, im Bewußtsein der Kraft, die an ihrer Spitze stand, und welche ihr den eigenen Charakter aufgedrückt hatte, so offen und herausfordernd zu Gunsten der Korruption auf, als wenn diese nicht nur ein Gewohnheits-, sondern auch ein dekretirtes Recht gewesen wäre.

Ein geistvoller spanischer Schriftsteller, Angel Gaccivet, hat in seinem vor kurzem veröffentlichten Buch „Ideariun español" ausgesprochen, daß die Kämpfe innerhalb der spanischen Cortes und Municipien etwa gleichbedeutend seien mit den Hahnenkämpfen. Denn gleich wie die beiden kämpfenden Hähne, so wollten auch die beiden kämpfenden Parteien in keinem Falle einem Gemeinwesen nützen, sondern nur sich gegenseitig schaden. Nicht wer genützt, sondern wer geschadet habe, trüge den Siegeskranz davon.

Canovas del Castillo, entgegen dieser negativen Tendenz der spanischen Parteien, war heute vielleicht der einzige spanische Politiker, der über die Vernichtung des Gegners hinweg und, diese Vernichtung als Mittel zu höherem Zweck gebrauchend, an das Gemeinwesen dachte, und zwar mit Liebe und Leidenschaft. Und daß er im Anschluß daran durch eine seltene Vereinigung von höchster Intelligenz, Gelehrsamkeit, Weitsicht, Rednergabe und durch rücksichtslose Energie im äußeren Auftreten alles vor sich niederwarf und zu seiner Gefolgschaft machte; daß er, so antipathisch er persönlich dem Einzelnen auch war, sie doch zur unbedingten Anerkennung seiner Ueberlegenheit und Autorität zwang; daß er, trotz der von ihm als Regierungsmittel durchgeführten Korruption, dennoch den Meisten als der einzige Mann der Ordnung galt, unter dessen Schatten man verhältnißmäßig ruhig der Zukunft entgegenträumen konnte, als einziger Mann, der das spanische Unglück zu übersehen und zu beurtheilen verstand, und den allein man die Abfindung mit den spanischen Zuständen zutraute, — diese Zuversicht ist doch das einzige Positive gewesen, das die Geschichte einst zum Ruhm des Verstorbenen wird anführen können. Freilich nur in dem Sinne, daß die Geschichte die Gleichgültigkeit des spanischen Volkes übergeht, und einige Hunderttausend Angehörige dieses Volkes als Stimme gelten läßt. Daß er ein Mann der Ordnung war in Beziehung auf die Ruhe des heute regierenden Zweiges der spanischen Dynastie, und in so hohem Grade, daß die Ruhe dieser Dynastie auf den jetzt gebrochenen Augen des Mannes stand, davon wird sich in absehbarer Zeit vielleicht auch jene eiskalte Dame überzeugen müssen, die es nicht für nöthig befunden hat, ihren Sommeraufenthalt in San Sebastian wegen Canovas Tod auch nur für eine Woche zu unterbrechen.

„Spanier sind alle Diejenigen, die nichts Anderes werden können."

Das ist die staatsrechtliche Definition des Begriffs „Spanier", durch die Canovas del Castillo einst den ersten Artikel der spanischen Verfassung zu ersetzen vorschlug.

Aber dieses in einem Augenblick der Muthlosigkeit entstandene Epigramm bildet trotzdem nicht das verwischbare Zeichen eben jenes Augenblicks, sondern es ist die Quintessenz der Ueberzeugungen seines ganzen Lebens. Er bildete sich nicht nur ein, eine Kraft zu sein, sondern er war auch eine Kraft, die, an anderer Stelle wirkend, eine Nation über sich selbst herausgehoben hätte. Daß seine Kraft und seine Intelligenz sich in Spanien wie ein verfehlter Beruf ausnahmen, und die Ueberzeugung davon, daß die vier Jahrzehnte seiner Theilnahme am politischen Leben für den Fortschritt seines Landes vergebens gewesen waren, — das eben machte die große Verzweiflung seines Lebens aus. Er wußte, daß er nur für die Dauer seines Lebens den weiteren Verfall hinhalten konnte. Er hat sterben müssen, ohne das fünfte Jahrzehnt, welches ihm nach menschlicher Berechnung noch zur Verfügung stand, jenem Verfall entgegenstellen zu können.

Er hat seine Verzweiflung bei vielen Gelegenheiten in herbster Weise zum Ausdruck gebracht. Er hat nicht geglaubt, so weit gehen und seinen Landsleuten sagen zu dürfen, daß gerade der Fall von Spanien, verglichen mit seiner früheren Größe, der tiefste sei unter ähnlichen Fällen in der Geschichte Europas. Er zog es vor, über das Fallen der romanischen Völker im Allgemeinen zu sprechen, natürlich, ohne seinem Volk dabei zu schmeicheln. Er wollte auch nicht so weit gehen, daß er sein Volk ohne Hoffnung ließ. Aber gerade die Gründe, die Mittel, den Trost, mit welchen er diese Hoffnung beleben wollte, — dadurch, daß sie inmitten der modernen Welt Anachronismen bilden und wie eine Ironie anmuthen — zeugen eher von der pessimistischen Denkweise des Mannes in Beziehung auf sein Volk, als es jemals durch seine direkten Anklagen geschehen ist.

* * *

Im ersten Band seiner Problemas contemporaneos ist, nachdem von ihm in längerer Auseinandersetzung die Ursachen der deutschen Macht und deren wahrscheinlich bleibender Größe geschildert worden sind, Folgendes zu lesen:

„Für uns Romanen ist es eine traurige Wahrheit, daß das Herz der Welt seine Stelle verändert hat, daß es nicht mehr im Süden Europas, sondern im Norden des Erdtheils schlägt, und in Gegenden, in welchen, wenn so viel noch

Schusterl im Parsival.

Ein Bayreuther Erlebniß.

Von [Nachdruck verboten.]

Helika.

Ihr Bologneser Hündchen auf dem Arm, trat Frau Bischof, eine junge Oesterreicherin, an meinen Frühstückstisch im Posthof.

„Grüß Sie Gott, Frau von Berowicz! Wie bekommt Ihnen der Karlsbader? Und wie steht's mit dem Herrn Gemahl? Er war heut nit am Brunnen. Ich hab'n g'sucht wie a Spennadel, — hat er etwa seine Zuständ' g'habt?"

„Nicht, daß ich wüßte, er war nur etwas katarrhalisch und wollte deswegen Schloßbrunnen trinken."

„Was, den Schloßberg is er nauf krazelt, mit sein' Wampert und dem Asthma, da wird er nit katarrhalisch sein, da wird er was anders haben."

„Was könnte er sonst haben?"

„A Bandelei, verlipt wird er sein."

„Aber Frau Bischof! Mein Mann verliebt, und in wen denn?"

„Na, in die talkerte Spanierin. Sie hält ja am Schloßberg a fernlich's Café und fangt alle Kavalier ein. — Die Mansleit sind ja wie narrisch hinter ihr her. — Mir hat's schon drei Kavalier ausg'spannt."

„Doch mein Mann ist nicht dabei, dem thun Sie Unrecht."

„Traun's kein'm Mannsbild, Frau von Berowicz, i hab' mein' Erfahrungen."

„Ja, Sie sind ein reizendes Frauchen von noch nicht dreißig Jahren, die Spanierin ist viel älter und legt gar keinen Werth auf ihr Aeußeres."

„Jo, — schiach is's. Und schlampert a, — was tragt's in der Früh for e Jankerl! Aber wenn's nur vom Ausland kommt, — wird jed's Mannsbild a Trottel."

„Na, — sie soll ein interessantes Weib sein und viel zu erzählen wissen. Ohne Grund interessiren sich die Herren wohl nicht so für sie."

„Jo, man hert schon, — sie soll eine, aber — Viecherl, gieb Ruh, — was hast denn? Sie, geb'n's nur a bissel Müh', was, — willst nit? da — nimm a Zuckerl, — der Hund is in der Saison von einer Unruh, einer Leidenschaft. — i weiß nit, sein' Schuster'sche muß hier wo in der Näh' sein. — Na, gieb's Pfoterl."

„Wie gut Sie mit dem Thier sind. Sie lieben wohl das Hundchen sehr?"

„Schusterl, die Gnädige fragt, ob i Di liab? — geh sag's ihr. — daß d'mei Herzpinkerl, — mei ganze Freid bist, wenn ma ka Kind hat! Ja, und wenn's wahr wird, was die Kartaufschläger'n g'sagt hat, daß i noch in die Hoffnung komm', — hab' ka Angst, Schusterl, Du bleibst mei erst's und mei liabst's. Aber hern's, Ihr Herr Gemahl laßt sich a Zeit."

„Nun, wenn er, wie Sie sagen, bei der interessanten Spanierin ist."

„I sag's ja nit für ganz g'wiß, 's is nur a Vermuthung."

„Uebrigens, Frau Bischof, Sie unterbrachen vorhin Ihre Mittheilung über die Spanierin, — sie soll eine, — sagten Sie —"

„Ja, in der Schwemm' habn's was tratscht. Der Bizegespann von der Lobkowitsch sagt, die Spanierin is gar ka Spanierin, s'is aus Amerika, — ihr Mutter war a Tänzerin und hat so was wie Lola, Lola Beth, — nein, wie Lola Montez hat's g'heißt'n."

„Das würde viel erklären, liebes Frauchen!"

„Warum denn? Was is denn mit der Talkerten? s'is am End' a Hypnotiserin!"

„Das nicht, — aber sie wäre alsdann die Tochter einer ebenso berühmten wie berüchtigten Frau, der Geliebten Ludwigs I. von Baiern, die von den Jesuiten aus dem Lande gejagt, in Amerika im Elend unterging."

„Gott, — sein Sie a g'scheidt's Weiberl, woher wissen's denn das?"

„Das ist historisch, liebe Frau Bischof."

„Höchst interessant. — Aber Viecherl, was hast denn schon wieder? — ja komm nauf, gieb e Busserl. Du bist a treier Kerl, rennst mit fort, wie der Herr von Berowicz zu der Spanierin. Zu so auer Jesuitischen. — Sagen's ihm nur, daß i grantig auf ihn bin."

„Er wird untröstlich sein, denn Sie, kleine Zauberin, haben's ihm angethan. Ihre Heiterkeit, Ihr Frohsinn bannen die Falten von seiner Stirn."

„I bin halt a Weaner Kind, g'lernt hab' i nix, aber g'scheidt bin i. D' Muater hat immer g'sagt, 's Tontscherl macht sein' Weg, da is mir nit bang'."

„Ihre Frau Mutter scheint eine kluge Frau, — bitte, erzählen Sie mir von ihr, indessen kommt wohl mein Gatte."

„Ja, klug is s', aber immer hat's a nit Recht. S' hat nit woll'n, daß i dem Peppi sei' Frau werd' — s' hat g'sagt, er is zu alt, — und i paß net z' ihm, und er paßt net z' mir, und i paß net in seine Familii."

„Ja, ja. Angehörige schweren Liebesdiensten oft ihr Glück."

„A nein, so müssen's a das nit vorstell'n, — so war das net bei uns."

„So, wie war es denn bei Ihnen? Wo haben Sie Ihren Gatten kennen gelernt?"

„Ich wissen's, der Peppi hat's nit gern, wann i d'rüber red', — aber wann's a mal fragen, — und ka Tratsch machen woll'n, — vom Wunschtelprater hat mi der Peppi scho lang' kennt, und auf einer Redut hat er mi g'fragt, — ob i ihn gern haben könnt. — Na, hab' i g'sagt, warum denn nit? Sie sein a ganz fauber's Mannsbild. I hab' denkt, er will a bissl' mit mir anbandeln, — aber er is zur Muater gangen und hat g'sagt, i soll sei rechtschaffen Weib werd'n. — Die Muater hat mit d'm Kopp g'schüttelt und hat g'sagt: „Herr von Bischof, thun's es nit, — mei Tontscherl paßt net zu Ihna, i sag's Ihna bei Zeiten." Aber i hab' g'sagt: „Muater, sei net bang, i lern's schon, a Geld ausgeb'n is g'wiß nit z' schwer. I hab' denkt, du bist an arm's Mad'l, du hast nix, drei Muater hat nix, und wenn du a Geld hast, hat die ganze Famili was, — na, und in a Jahr, da hast a Kleins, das hast der schon lang' g'wünscht, und da hab' i der Muater so lang zugeredt, bis s' ja g'sagt hat.

Aber i plausch und plausch, und der Gemahl kommt noch immer nit. — I hätt gar gern noch a mal mit ihm g'redt."

„Nun was handelt es sich denn, vielleicht kann ich meinen Gatten vertreten."

„Vertretten? Nein. Se g'heren dazu."

„Was haben Sie mit uns vor?"

„Nach Bayreith sollu's mit uns — zum Parsifsal."

„Da können Sie auf mich nicht rechnen."

„Warum denn nit?"

„Das ist mir zu anstrengend."

„Na, heren's, das is nordteitsch. — Wann andere Leit singen und spill'n — was strengt Ihna denn da an

für uns zu hoffen bleibt, man sich vielleicht noch mit den grammatikalischen Formen der romanischen Sprachen beschäftigt. Eine traurige Wahrheit ist es, daß, nachdem die romanische Welt zu eben derselben Zeit der römischen Tiara und des französischen Degens beraubt wurde, die Nachkommenschaft Roms ohne äußere Zeichen ihrer Oberherrlichkeit geblieben ist. Eine traurige Wahrheit ist es, daß der lateinische Stamm, verwaist, und ohne Herr in seinem Hause zu sein, müde und erröthend sich am Wanderstabe hinschleppt und um Mitleid bettelt bei Denjenigen, die ihn gestern noch beneideten. Und da dies alles, wie gesagt, eine Wahrheit ist, so würde es zu nichts führen, wenn man sie todtschweigen würde. Ich halte es im Gegentheil für gerathen, diese Ueberzeugung so bald wie möglich zum Eigenthum der Romanen zu machen, damit auch bei Zeiten das Heilmittel vorbereitet werden kann.

Denn die Muse, welche mir dies alles inspirirt hat, heißt nicht Verzagtheit; und ich beanspruche nicht, daß man den lateinischen Stamm für immerdar verloren geben soll. Jedermann weiß, daß, wenn eine Nation oder Rasse, die einst an der Spitze gestanden, fällt, darum noch lange nicht die ganze Menschheit fällt. Vielmehr ist jeder theilweise Niedergang nur ein Schritt nach vorwärts, den die Gesammtheit macht. In der Züchtigung gefallener Völker, welche heute durch andere, bessere Völker, die jenen in der Initiative und der Leitung der obersten Angelegenheiten der Menschheit weit überlegen sind, ersetzt werden; in der Bestrafung dieser gesunkenen Völker giebt es etwas, das noch trauriger als der Tod ist, da sie länger dauert und langsamer ist als dieser. Von vornherein entbehrt das Schauspiel, welches die heutigen, im Wettkampf um die Kultur besiegten Romanen der Welt bieten, der tragischen Feierlichkeit und sogar des Anstandes. Anstatt in einem einzigen Augenblick unterzugehen, unterzugehen wenn nicht allesammt, so doch in der Mehrzahl, sind wir genöthigt, lange Jahrhunderte hindurch, entartet und ohnmächtig und die zerbrochenen Ehrenschilde hinter uns herschleppend, dieselbe Straße entlang zu ziehen, welche wir früher, mit Lorbeer- und Eichenlaub bekränzt, zu betreten pflegten. Eine elende Rache ist es, welche uns gelegentlich unser Rednertalent verschafft; dieses Rednertalent, durch welches manchmal die Findigsten die Männlichsten verspotten können, ohne daß ihre Rolle deshalb weniger verächtlich ist als die der athenischen Sophisten und Histrionen, welche sich auf dem Forum Romanum spreizten. Und nicht viel würdiger ist die Rolle Derjenigen, der noch im Besitz geblieben ist des Uebermuths und des Stolzes seiner Väter, und welcher, ohne ihr Vermögen geerbt zu haben, sich damit unterhält, für sich allein ihren vergangenen Ruhm zu singen. Denn die gegenwärtige Armuth erscheint uns so bemitleidenswerther, wenn man sie mit besseren Zeiten vergleicht.

Die Klagelieder der Kinder Zions an den Gestaden der biblischen Flüsse verdienen es mehr als unsere Reden, daß man sie entschuldigt. Darum aber brauchen die Thränen noch nicht der hauptsächlichste natürliche Trost des Besiegten zu sein. Da er einmal dazu verdammt ist, weiter zu leben, da seine Natur als vernünftiges Wesen ihn ausnimmt von dem verhängnißvollen Gesetz, welches auf allen übrigen organischen Wesen lastet, das Gesetz, zu verschwinden, wenn sie besseren Wesen unterliegen, so ist es gerecht, daß er seine Rettung in ebendemselben moralischen Prinzip sucht, dem er seine physische Erhaltung verdankt. Denn nicht ohne Absicht verlieh ihm die Vorsehung die Mittel, sein Bleiben auf der Erde zu verlängern. Mögen die Völker und die Individuen sinken und fallen, die Menschheit ist einheitlich, und sie sinkt und fällt niemals. Deshalb kann auch der Mensch niemals von dem unerbittlichen Gesetz erreicht werden, nach welchem die übrigen organischen Wesen untergehen müssen; deshalb sieht man ab und zu das Phänomen, daß Völker, die durch die Waffen besiegt worden sind, ihre Ideen, Empfindungen, ihr Wissen und ihre Sitten Denjenigen mittheilen, durch welche sie besiegt wurden, so daß aus den Eroberern bald Eroberte wurden; deshalb steht den gefallenen Rassen und Nationen stets die Thür der Regeneration offen, und sie können, gleich verlorenen Söhnen, wiederum die gemeinsamen Güter genießen im Schooße der Menschheit, die für Alle das Vaterhaus ist. Es ist nicht nothwendig, daß manche Völker untergehen, nicht einmal nothwendig, daß sie in der Kultur zurückbleiben, damit in anderen sich ausschließlich der Fortschritt verkörpere. Der periodische Zusammenstoß der Rassen und Nationen genügt, um Sieger und Besiegte zu fördern.

Die Vorsehung verwirklicht ihre Absichten abwechselnd durch diese oder jene Nation, je nachdem sie sich zur Zeit brauchbar erweist. Wenn sie die Besiegten straft, so thut sie das nur deshalb, damit jene ihren Schritt beschleunigen, um wieder an die Spitze zu kommen. Auf diese Weise wird der breite majestätische Strom, den man Menschheit nennt, niemals in Stagnirung gerathen; durch den Sturmwind des Unglücks getroffen und in Stromschnellen gerathend, wird er vielmehr gereinigt in die Unendlichkeit gelangen, welche sein Ozean ist. Darum giebt es und kann es für den Menschen kein unheilbares Sinken geben, wenn das Sinken auch andauernd und auffallend ist wie das Sinken der lateinischen Rasse. Von dieser Ueberzeugung, die aufrichtig ist, und die mich zugleich tröstet, ausgehend, ist in mir ein Wunsch entstanden. Dieser Wunsch besteht darin, daß die romanischen Nationen ihrem gegenwärtigen Zustand mit derselben Hoffnung und mit demselben Glauben an die Zukunft in das Antlitz sehen, wie es die deutschen Protestanten nach den Niederlagen von Mühlberg und Nördlingen thaten; daß sie mit derselben Nachhaltigkeit des Entschlusses, so langsam dieser auch an das Ziel gelangen mag, daß sie mit derselben Standhaftigkeit der deutschen Rasse, seit derselben von Karl dem Fünften das Szepter des Reiches dadurch entrissen wurde, daß er es auch der That nach latinisirte, wie es dem Namen nach schon lange latinisirt war, — daß sie so lange hoffen und arbeiten, bis sie es, dem Namen wie der That nach, wiedergewinnen können in Schlachten, welche denen von Sadowa und Sedan ähnlich sind. Das Menschenleben ist kurz; um so länger dauert die Geschichte. Gott allein weiß, wie oft jede Rasse oder Nation berufen ist, zu steigen und zu fallen, und wie viele Rassen und Nationen sich an diesem Wechsel zu betheiligen haben. Ausgenommen den Fortschritt, ist alles Geheimniß. Zur rechten Hand Jedes liegt der Jordan des Menschengeistes, in dessen heilbringenden Fluthen wir alle uns wiederbeleben können, in denen wir unsere Kräfte bis zu dem Grade stählen können, daß der Besiegte von heute fähig wird, dem Sieger von gestern den Lorbeerkranz streitig zu machen.

Aus der Geschichte geht hervor, daß, wenn auch der Menschengeist einheitlich ist, die Individuen, Nationen und am wenigsten die Rassen mit gleichen Eigenschaften ausgestattet sind. Aus dieser für mich augenscheinlichen Ungleichheit ergiebt sich als natürliche Konsequenz, daß der geordnete deutsche Individualismus und die bewunderungswürdige Vereinigung von Freiheit und Disziplin, welche seit Alters her die Hauptkraft jener Rasse gebildet hat, für die lateinische Rasse stets unerreicht bleiben wird. Aber besitzen nicht auch wir eigenartige und beneidenswerthe Eigenschaften? Gewiß. Es ist zweifellos, daß sich in dem Bewußtsein des Lateiners mit mehr Klarheit als in dem Bewußtsein jedes anderen Menschen die reine und unverfälschte Gottidee widerspiegelt: die Grundlagen des schönen und guten Ideals. Alles, was den Menschen von der Natur unterscheidet, was ihn unvergänglich und im Grunde unverwüstlich macht, was am meisten dazu beiträgt, den Geist zu erneuern und ihn nach jedem Fall wieder aufrecht zu stellen, ihm die Pforten des verlorenen Paradieses von Neuem zu öffnen, das alles besitzen, denken, verstehen, empfinden und träumen, impulsiv und Alle zu gleicher Zeit, sowohl der Italiener als auch der Spanier wie der Franzose. Der romanische Mann ist der erstgeborene Sohn der Religion und des Katholizismus, das heißt der Religion par excellence, welche, möge man es eingestehen wollen oder nicht, unserem ganzen Wissen die Bahn wies. Darum dürfen wir nicht aufhören, allen Fragen, die den Katholizismus angehen, eine tiefe, unbefangene, wenn auch liebevolle Aufmerksamkeit zu widmen. Wir dürfen nicht vergessen, die Wissenschaften zu studiren oder sie frei zu lehren; obgleich solches unserer eigentlichen Natur zuwider läuft, da wir ja viel mehr geneigt sind, das Uebernatürliche und Vollkommene zu suchen, als unsere deutschen Nebenbuhler. Vielleicht ist die Ursache davon, weil wir in beständigerer Verbindung mit dem Weltraum stehen; mit dem Himmel, mit der Sonne, mit jenen unzähligen Welten, welche uns durch die klaren Nächte des Südens so selten vorenthalten werden. Durch unsere Natur sind wir Theologen und zum großen Theil Dichter, Künstler und Metaphysiker; Und wenn wir wieder das werden wollen, was wir einst gewesen sind, dann müssen wir es werden auf der Grundlage unserer besonderen Eigenschaften. Denn die Eigenschaft jedes Einzelnen bedeutet den Weg, den Gott ihm vorschrieb, damit er nicht in ein Labyrinth geriethe, und damit er den Platz ausfülle, der ihm gebührt in dem Drama der Geschichte. Mag sein, daß die lateinischen Völker es leicht lernen, frei zu sein. Desto schwerer begreifen sie, skeptisch zu werden. Aber Wehe über sie, wenn sie es trotzdem endlich begreifen, und doppelt Wehe, wenn sie es ganz begreifen!"

* * *

So weit der armselige Trost, den Canovas seinem eigenen und den übrigen lateinischen Völkern bietet. Aber auch dieser zweifelhafte Trost, welcher diktirt wurde durch die Verlegenheit, in der er sich gegenüber seinen Spaniern befand, denen er die ganze Wahrheit sagen, und die er trotzdem nicht in Verzweiflung bringen wollte, wird von ihm selber nicht nur alsbald entkräftet, sondern ganz und gar umgestoßen.

Denn nachdem er auf Seite 52 des genannten Buches seinem ertrinkenden Volk den Strohhalm gereicht, fährt er auf Seite 56 fort:

„Von heute ab werden die schönen Küsten des Mittelmeeres, die Wiege der Herren und Meister der alten Welt, welche, erst hellenisch, dann italienisch, die Wege des Ruhms ebneten, über welche später Spanien und Frankreich schritten, — von heute ab werden nur gesunkene Völker an ihnen wohnen, während es denen der Ost- und Nordsee und des Schwarzen Meeres für lange Zeit überlassen bleiben muß, die Welt mit Herren und Siegern und mit anderen Männern zu versorgen, die ersten Ranges sind. Nicht einmal der Trost ist uns geblieben, daß wie in den Tagen Alarichs die Söhne der Elbe oder des Rheins ihr Vaterland verlassen müssen, um ihre Herrschaft auszudehnen und mit der Zeit aus Siegern sich in Besiegte zu verwandeln, wie es mit ihren Vorfahren geschah."

Und auf Seite 390 vermißt er auch die Religion, die er für den allerletzten Anker der lateinischen Völker hält. „In solchen Ländern, in denen die Skepsis unglücklicherweise Wurzel getrieben hat, zum Beispiel in dem durch die Glaubenslosigkeit untergrabenen Frankreich, in welchem der innere Richter, der zum Menschen spricht, ganz und gar verloren ging, ist die Ausübung des natürlichen Rechts unmöglich geworden. Wenn es je erscheint, so erscheint es wie ein verderbenbringender Blitz, der die Einleitung bildet für das Unwetter des Cäsarismus und der Tyrannei."

Das sagt derselbe Mann, der im Grunde seiner Seele zwischen den Spaniern und Franzosen keine Unterscheidung machte, und welcher gerade dann ermordet wurde, als er, nachdem die Opposition sich aus dem Parlament zurückgezogen und ihm allein das Feld überlassen, absoluter König von Spanien war.

Die Ergebnisse des Moskauer Kongresses.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Victor Cohn.

Schon sind die schönen Tage des XII. internationalen Aerztekongresses verrauscht, und Mancher hat mit innerer Genugthuung vielleicht auf Umwegen das gastliche Rußland verlassen; da drängt sich uns doch die Frage auf, ob denn auch die Wissenschaft ihre Befriedigung an dem Kongresse haben kann, ob denn viel Neues in den einzelnen Sektionen zu Tage gefördert sei. Was hat also der Kongreß geleistet?

Ueber die Einigkeit und Verständigung betreffs der Serumtherapie und des Neu-Tuberkulins ist bereits an anderer Stelle geschrieben worden. Beginnen wir daher mit der chirurgischen Sektion! Einen wichtigen Gegenstand der Erörterungen bot die Chirurgie der Lungen, worüber Tuffier-Paris referirte. Die Lunge war bisher nur in Ausnahmefällen Gegenstand chirurgischer Eingriffe; experimentelle Untersuchungen, die vollendete chirurgische Technik und die Toleranz der Lungen in Verbindung mit einer exakten Diagnose werden zur Verallgemeinerung der chirurgischen Eingriffe bei Erkrankungen der Lunge führen. Da die exakte Diagnose noch viel zu wünschen übrig läßt, sei zu den Resultaten der Auskultation und Perkussion als wirksame Unterstützung die Radiographie hinzuzunehmen. Die Operation als solche fällt in zwei Abschnitte, die präliminäre Thorakotomie inklusive der Passage durch die Pleura und die eigentliche Lungenoperation. Die Operationsresultate, die Tuffier anführt, gestalten sich folgendermaßen: I. Bei aseptischen Operationen (Wunden und traumatischer Prolaps, Hernien, Neoplasmen, tuberkulöse Knoten) 29 Fälle, von denen 22 geheilt wurden. II. Bei Echinococcus 61 Operationen mit 6 Todesfällen. III. Septische Operationen (tuberkulöse Cavernen 36, Absceß 49,

---

„Schon eine Eisenbahnfahrt im Hochsommer, schrecklicher Gedanke, das Menschengewühl in Bayreuth — und die Hauptsache, ich bin unmusikalisch."

„Aber musikalisch z' sein, hat der Hanslik g'sagt, is a Föhler, wenn mer den Wagner hert."

„Sie verwechseln da etwas, Frau Bischof."

„Nein, er hat g'sagt — wenn d' Leit musikalisch wern, ginget's gar net in den Wagner."

„Das ist lange, lange her. — aus Saulus wurde Paulus — und auch Hanslik wurde sein Anhänger, wie fast alle Gegner des großen Komponisten."

„Um so besser für den Hanslik. — Also, was is denn mit Bayreith? Der Herr Gemahl hat beim Tarok g'sagt, daß er große Lust hätt', und's nur von der Gnädigen abhängt. — Nu gehn's, sagn's ja, mein Peppi telegraphirt um fünf Sitz, und aus is."

„Fünf Sitze — wer will denn noch mit?"

„Mei Schwiegervotter willt in den Parsifal."

„Der alte Herr will sich dieser Strapaze unterziehen?"

„Joa, 's is der anzige Musikalische in der ganzen Famili — und hat an Wunsch auf der Erden, nach Bayreith mecht er, den Parsifal heren."

„Dann müssen Sie nach Bayreuth, dem alten Herrn dürfen Sie diesen Wunsch nicht versagen."

„Ja, — wenn's dabei sind, — denn der Peppi fahrt nur, wann er a G'sellschaft mit sich führt und sa Tarok bei der Hand hat."

„Hm — das will überlegt sein. Sehen Sie — eine Karlsbader Kur um drei Tage unterbrechen —"

„Drei Täg — wie wolln's das anstellen?"

„Ich wüßte es nicht anders einzurichten."

„Drei Täg! Sie sind a Verschwenderin."

„Die bin ich nicht. Doch, ob musikalisch oder nicht, bedarf man, um den Parsival zu hören, der Sammlung. Also, Abreise am Tage vor der Aufführung, Rückkehr nach derselben, sind drei Tage."

„Se san net fesch. — Ziach in der Fruh a schen's Gwand 'l an, trink' mei Wasser, mach' mer die nethige Bewegung, indem i zum Bahnhof spazier — nimm mein Schinken mit — trink draußen mein Berkshreen, eß mein vier Küpfel, setz' mi in die Bahn, bin um 11 in Bayreith, schau mer die Eremitasch an, wo all die Kinstler sitzen, nehm' a Gefrornes, fahr' zum Speisen in den Stern, wo ma a wunderbar's Diner bekommt, bin um 4 Uhr im Parsifal, her die Malten und den Perron, fahr' um 11 heim — und fang in der Fruh mit der Kur aufs Neie an."

„Mir geht der Athem aus. Das können Sie mit Ihrem robusten Körperchen, Ihrer prächtigen Gesundheit und Genußfähigkeit, — aber ich mit meinen Nerven —"

„Na, lassen's mi aus — mit Ihnere Nerven. Seckiren's mi net. Wann's an Unterhaltung hab'n, dann habn's ka Nerven, — und wann's nit dischkuriren kenn'n — dann find's nervos. Jetzt bin i aber bes — i seh' schon — mit Ihna giebt's ka Hetz."

„Bitte, nicht böse werden, Sie können's auch nicht, das läßt Ihre sonnige Natur nicht zu. Glauben Sie es mir, — von Herzen gern reiste ich mit Ihnen, — ja, ich sehne mich nach einer Anregung, aber —"

„Net aber, — denn was for an Anregung mechten's in dem Bayreith hab'n, — was werdn's heren und seh'n!"

„Was giebt's denn dort zu sehen?"

„A Hauptsach' is dem Wagner sei Haus mit der berühmten Inschrift:

„Hier, wo mein Wahn den Frieden fand,
Wahnfried sei dies Haus genannt."

Und wenn's liab und nit nervos sein woll'n, geh'n mer zum Haus, wo der Wagner sich hat den Zahn ziahn lass'n, und der Zahnarzt auf sei Schild g'schrieb'n hat:

„Hier, wo mein Zahn den Frieden fand,
Zahnfried sei dies Haus genannt."

„Das Schild muß ich sehen, das ist ja köstlich."

„'s Schild kennen's natürli nit seg'n, — des hat die Ortsbehörde verbot'n wegner Andrang in der Gassen, — aber 's Haus kennen's seg'n, und noch andere Erinnerungen an den großen Künstler."

„Meine Lust wächst zusehends, — doch jetzt, bitte, geben Sie mich frei, — ich muß noch zwei Stunden in die Berge laufen."

„Was rennen's denn so müll? Se werd'n ja alle Tag megerer."

„Wenn's doch der Fall wäre!"

„Wann Se's net glaub'n, kommn's mit zum Kandittenerzeuger, i hol mer dort an Gugelhupf zur Jausen, da lassen's sich wägen, — und wer'ns seg'n, daß de Frau von Bischof gar a Kreizköpferl is und Recht b'halt. — Na, — Schusterl, gieb a Ruah, — was hast denn schon widder? — ah, er hat jetzt sei Zeit, wo der Peppi de Neue Freie Preß lest, — da muß er heim. — Na, gieb der Gnädig'n a Busserl, — i bring Di schon zum Peppi, und geh dann auf a Plausch vor's Badhaus. — Pfit Ihna Gott!"

Mit diesen Worten verließ mich meine kleine Freundin, — dann erfolgten noch einige Stürme, und ich gab nach.

Acht Tage nach unserer Verabredung im Posthof war unsere Kur beendet und die Abfahrt nach Bayreuth vereinbart.

Schusterl und Gefolge erwarteten uns bereits am Bahnhof. Herr Bischof, das verkörperte Phlegma, saß bereits auf dem Perron, rauchte seine Regalia, trank eine Pilsener und las die Neue Freie Presse, — begrüßte uns und las weiter. Der alte Papa saß ihm gegenüber und überwachte das zahllose Handgepäck. Frau Bischof in Erregung — ein Perpetuum mobile.

„Küß Ihna 's Herz, daß s'komma fein, — aber'n Angst hab i ausg'stand'n — daß's nit mehr z'recht komma — und was haben's alles verfeimt! Die Paulin Metternich war von Marienbad nüberkumma, in anet Toilett von der Morein, wunderbar! Der Sonnenthal war a da — und hat ihr den Hof g'macht — das hätten's segn müssen. — Der Milan von Serbien war a da, und rathn's, mit wem er abg'fahr'n is! — S'errathn's net, — mit Ihnerer talkerten Spanierin — vom Schloßberg. Zwei Nordteutsche san hinter mir g'stand'n, und i hab g'hert, wie aner zum andern g'sagt hat, — sie soll a schreckliches Geld hab'n — und wird sei Gemahlin werd'n."

„Oh, was wir versäumt haben, — ich bedauere es lebhaft, doch wie ist es denn, wann geht der Zug ab?"

„In zwei Minutten. — Hern's nit, er ruft schon."

„Einsteigen nach Eger!"

„Herr von Berowicz, da, nehmen's mei Jackerl, aber daß S' nix verlier'n, de Karten sind drin — sunst kennen mer net Angeb'n spiel'n. Wo sind denn mei Buscherln? Bischof Peppi, thu a was, nimm's Schusterl!"

Wir stiegen ein, der Wirrwarr war groß, die Unruhe dito, Schusterl unzufrieden und nervös.

„Nein de Blumen — die Leit sind zu freundlich! Vatterl, hast die Kasten zählt? Jesses, i hab das Schmuckkasterl nit! Peppi, Du hast's übernommen!"

„Ja."

„Na, wo hast's denn?"

„In der Taschen."

„Da bin i z'frieden. Aber die Schrecken! Gehn's, Herr von Berowicz — gebn's mir Ihr Cognacflasch'l, i bin ganz schwach word'n.

Na Schusterl, was is Dir? Das Viech hat a G'fühl! Der Abschied von seiner Schusterschen macht ihm ganz elend, geh, Peppi, leg ihm a Polster unter, vülleicht schlaft er a' bissel! Und macht's die Fenster zu — es zieht dem Viecherl!"

„G'schlossne Fenster bei der Hitze, nein, Frau Bischof, die gebe ich nicht zu, dann steigen wir aus."

„Wer wir?"

„Nun, mein Mann und ich."

„Si a, Herr von Berowicz?"

Bronchiectasien 45, Fremdkörper 11, Gangrän 74, Actinomycose 1) mit im Ganzen 140 Heilungen.

Sonnenburg-Berlin und Kümmel-Hamburg traten auf Grund eines großen Krankenmaterials für ein operatives Vorgehen bei der vom Wurmfortsatz ausgehenden Entzündung des Blinddarms ein. Rour-Lausanne redete einem mehr konservativen Vorgehen das Wort. Die sich anschließende Diskussion fiel zu Gunsten der operativen Therapie aus. Der Blinddarmentzündung aus, wenn auch die Meinungen über den Zeitpunkt derselben auseinandergingen.

Eines besonderen äußeren Glanzes hatte sich die Sektion für Militärmedizin zu erfreuen, an der die Militärärzte aller Nationen bis auf Japan und China heraus theilnahmen. Zu der Frage über die besten Tragmittel für Verwundete auf dem Schlachtfelde hatten fast alle Referenten Tragbahren vorgestellt. Die von dem französischen Militärarzt Hoffret erwies sich als tauglich zu Wasser und zu Lande. Unter lebhaftem Beifall trat er auch für die Nothwendigkeit der Errichtung eines Rothen Kreuzes für die Flotte ein. Dr. Rypen, der Militärarzt der Vereinigten Staaten, stellte ein Modell des schwimmenden Lazareths vor. Die japanischen Aerzte Haga und Suzuki gaben überaus interessante Berichte über die medizinischen Erfahrungen aus dem japanisch-chinesischen Kriege 1894—95. Haga, der als Stabsarzt bei der dritten Division am Kriege theilnahm, legte eine Reihe photographischer Aufnahmen von den verschiedensten Kugeln und Granatsplittern vor, die aus den Körpertheilen Verwundeter extirpirt wurden.

In der gemischten Sektion für Nervenund Chirurgie fesselte Bergmann-Berlin. Er sprach die Berechtigung der Gehirnchirurgie aus und gab zuerst eine geschichtliche Darstellung der Entwickelung der Lehre von der Bestimmung der einzelnen Hirntheile als Sitz der Körperfunktionen. Die Methode Wagners, durch Bildung eines Hautmuskelknochenlappens das Gehirn frei zu legen, war für die Gehirnchirurgie bahnbrechend. Die Verbesserung der Instrumente durch Doyen-Paris hat die Operationen am Gehirn weiter ausgebildet; sie jedoch als diagnostisches Hilfsmittel zu verwenden, sei zu gefährlich, da einmal die Sepsis, ein ander mal der Shoc zu befürchten sei. Bei der gesicherten Diagnose von Tumor cerebri könne operativ vorgegangen werden. In 72 Prozent aller Fälle seien die Geschwülste nicht gefunden worden; in den erfolgreichen 28 Fällen lagen die Geschwülste an der Oberfläche des Gehirns, im Gebiete der Centralwindungen. Auf diese oberflächlich gelegenen Tumoren will B. die Operation beschränkt wissen. Eine andere Sorge sei das Auftreten der Jackson'schen Epilepsie infolge von Verwachsungen zwischen Gehirn, Häuten und dem knöchernen Schädel. Dieser Zustand hat dann die Excision der Narbe zur Folge. Unter 50 Operationen bei der Jackson'schen Epilepsie war nur ein einziger Erfolg zu verzeichnen.

Im Anschluß an diesen Vortrag demonstrirte Doyen-Paris mehrere für die Gehirnchirurgie verbesserte Instrumente und zeigte einige chirurgische Fälle. In der odontologischen Sektion hatte Timme-Berlin großen Beifall. Der von ihm erfundene elektrische Ofen, der, nebenbei bemerkt, bis auf 1600 Grad Celsius erhitzt werden kann, dient dazu, Kronen- und Brückenarbeiten aus Porzellan darzustellen. Wie Herr Lipschütz demonstrirte, ist hiermit zugleich das künstlerischste und beste hygienische Verfahren der Herstellung von Ersatzstücken gegeben.

In der Sitzung für Geburtshilfe referirten Leopold-Dresden, Henning-Leipzig und Pinard-Paris über die Nothwendigkeit äußerer Untersuchung Schwangerer und führten aus, daß mit der alten Methode der inneren Untersuchungen aufgehört werden müsse, schon der Vorsicht halber. Allerdings sei in einzelnen Fällen eine kombinirte Untersuchung anzurathen. Otto-Petersburg machte interessante Mittheilungen über Beobachtung beim klassischen Kaiserschnitt. Olshausen-Berlin bezeichnete die Sectio caesarea conservativa auf Grund klinischer Erfahrungen als so sehr einfach, daß, wenn nur irgendwie bei engem Becken eine schwierige Geburt zu erwarten sei, sie vorgenommen werden könne. Gegen diese Behauptung wurde allerdings opponirt.

Ein internationales soziales Thema wurde von Behrend-Berlin in der Sektion der Dermatologie aufgeworfen. Er legte dar, daß die Prostitutionsfrage durch die Association britannique und durch die Frauenkongresse eine internationale Angelegenheit geworden sei. Durch die gewissenlose Agitation der Association britannique sei schon viel Unglück über manche Länder gebracht worden. Die Aerzte hätten diese Frage nur einseitig vom medizinisch-hygienischen Standpunkt aufgefaßt, sie ließen die administrative und die rechtliche Seite der Frage mehr oder weniger unberücksichtigt. B. führte aus, daß viele Forderungen der Aerzte, namentlich die allgemeine Meldepflicht, bei Syphilis, die Fernhaltung Prostituirter nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhause vom öffentlichen Verkehr aus gesetzlichen Gründen unmöglich sei. Deshalb muß der Arzt ein festes Reglement bei Prostituirten durch sorgfältige Krankenhausbehandlung ansehen. So ist es gelungen, in fünf Jahren auf der Station für Geschlechtskranke im städtischen Obdach die Syphilis unter den Prostituirten von 42 Prozent auf 30 zu vermindern. B. forderte alsdann noch Maßregeln zur Ueberwachung der Gesundheit von Fabrikarbeitern und Hilfsbedürftigen, von der Polizei eingelieferten Kranken. Alle vorgeschlagenen Maßregeln bewegen sich auf gesetzlichem Wege.

So wäre noch gar manches aus den Sektionen des XII. internationalen Kongresses zu rekapituliren. Vieles wird sich noch im Laufe der Zeit als bedeutender und wichtiger herausstellen, als es sich dem ersten Eindrucke nach zeigt; über vieles reichen die Erfahrungen und Forschungen noch nicht aus, sie dienen uns zu neuem Ansporn. Das aber kann schon jetzt gesagt werden, daß der internationale Kongreß in Moskau auch wissenschaftlich unsere Befriedigung errungen hat, daß Merksteine in der Entwickelung der Medizin Berlin—Rom—Moskau sein werden.

Meine Begegnungen mit Jakob Burckhardt.

(Mit Briefen zur Charakteristik des Heimgegangenen.)

Von

Wilhelm Schäfer (• Zürich). [Nachdruck verboten.]

So ist die reine, flatterfreie Flamme auf dem Altare der bildenden Künste denn erloschen! In ihrem erleuchtenden „Cicerone" blieb uns glücklicherweise die römische Lampe erhalten, die die stille Studirstube ziert. Der „Cicerone" wird aber auch noch manchem Jünger den Pfad durch die verwickelten Gebiete der Kunst zeigen und vielen ihrer Liebhaber der Erschließer unaussprechlichen Genusses sein.

Um Briefe des Genius, der einer der größten Stilisten, Darsteller und Lehrer war, zur Veröffentlichung zu bringen und über die Eindrücke zu berichten, die der herrliche Mann auf mich machte, muß ich mir gestatten, auch von meiner unbekannten Person zu reden.

Ich habe Italien mehrere Male besucht und beschaut. Die Frucht meiner Reisen suchte ich in Distichen zu gestalten und festzuhalten.

Frisch zu erhalten, versucht' ich, von Farbe und Duft ein Atom hier,
Um es zu bieten dem Kreis, welcher die Reize entbehrt.
Denen, die früher die Freude des Schauens im Lande genossen,
Dien' als „Rosario" dies, dran man die Perlen berührt.

Damit in den Anfängen begriffen, erlaubte ich mir, dem mich durch seinen „Cicerone" fesselnden Manne eine Anzahl der Distichen handschriftlich zur Beurtheilung einzusenden. Er antwortete mir auf dieses Ersuchen hin:

„Basel, 28. August 1885.

Hochgeehrter Herr! Mit Dank habe ich die Sendung Ihrer Distichen und die mir zugedachte Widmung in Empfang genommen. Eine so freundliche Aeußerung aus weiter Ferne hat etwas Wohltuendes.

Eindruck, Bedeutung, Anblick der wichtigsten Punkte des alten Italiens sind hier auf glückliche Weise in den kürzesten Ausdruck gebracht. Bei einer Veröffentlichung jedoch würde ein Umguß der Form in manchen Fällen nothwendig sein, damit nicht irgend ein Kritiker, der von den Sachen selbst weder Anschauung noch Empfindung hätte, sich gegen Sie auf die (jetzt sehr streng aufgestellten) Gesetze des Hexameters berufen könnte.

Auch hätte ich eine Bitte, welche Sie einem alten Manne nicht verargen mögen: um gänzliche Weglassung meiner Person und meines Buches, das ohnehin in den neuesten Auflagen kaum noch zur Hälfte mir gehört. So ansprechend für mich Ihre wohlwollende Gesinnung ist, so dringend ist mir daran gelegen, auf die Oeffentlichkeit in einem solchen Falle verzichten zu dürfen. Das eine Ihrer Exemplare behalte ich zum dauernden Andenken.

In vollkommener Hochachtung ergebenst Jak. Burckhardt."

Außer Dankgefühl war die wohlthätige Wirkung dieses Briefes bei mir, daß ich zu einem Studium des Hexameters und Pentameters mich anschickte, das für mich gute Früchte trug.

Als ich im Frühjahr 1886 nach einer Reise durch Italien Basel berührte, erbat ich mir von Burckhardt, daß ich ihn in seiner Wohnung besuchen dürfe. Er gestattete dies bereitwilligst. Ich machte mich zu ihm auf. Unterwegs malte ich mir in Gedanken seine Person und seine Wohnräume aus. Sonderbarerweise stellte ich mir beide „elegant" vor. Ich eilte der Albansvorstadt zu und hoffte, den feinen Stilisten in einem stilvollen neuen Hause oder doch in einem charakteristischen Patrizierhause wohnend zu finden. Endlich kam ich zu Nr. 64. Unten im alten, schmalen, niederen Hause wohnte ein Bäcker. Hier kann der von Schönheit erfüllte Herr Professor Burckhardt doch nicht Insasse sein, sagte ich zu mir. Zweifelnd fragte ich beim Bäcker an. „Ja, zwei Stiegen hoch," war die Antwort. Ich stieg nun die schmale, sich windende, etwas ausgetretene und dazu dunkle Treppe hinauf und fand, wiederum, doch diesmal angenehm enttäuscht, den schlichten, biederen, geistvollen Mann in einem ziemlich geräumigen, aber niederen Zimmer an, das zwei Fenster hatte, durch die man den schönen Blick nach dem Schwarzwald genoß. Dieser Blick hat den großen Mann 30 oder 40 Jahre hindurch an die altmodische Wohnung gefesselt. Mit Ursache davon mag aber auch seine Anspruchslosigkeit und seine Beharrlichkeit gewesen sein. Er war zeitlebens dem Junggesellenstande nicht untreu geworden. Der Empfang war vornehm und herzlich zugleich. Wir plauderten über die „goldene" italienische Zeit und über die jetzige eiserne des Landes, die ihm ihre harten Spuren aufgedrückt hat. Burckhardt traute der Stabilität der italienischen politischen Verhältnisse keineswegs; er fürchtete eine durch klerikale und demagogische Einflüsse allmälig sich vollziehende Sprengung der Landeseinheit. Auch die finanzielle Lage Italiens beklagte er. Anziehend war es, wenn er von seinen Aufenthalten in Italien sprach. Er freute sich, der italienischen Sprache recht Herr gewesen zu sein, ein Umstand, der ihm zu manchem Genuß verholfen hatte, den minder Sprachkundige entbehren mußten. Zwei Geständnisse fielen mir auf: er bedauerte, nie die Engelsburg zu Rom im Innern gesehen zu haben und nie auf Sizilien gewesen zu sein. Rührend war die Bescheidenheit zu vernehmen, mit der er seiner Schriften gedachte. Als ich mich vermaß, seinem Kapitel im „Cicerone" über die Kunst der italienischen Barockzeit Lob zu spenden, antwortete er: „Es war ja nichts darüber vorhanden; da mußte ich wohl über den Gegenstand schreiben, so gut es ohne Vorgänger sich's machen ließ." Ueber sein frühes Werkchen: „Die Kunstwerke der belgischen Städte" lächelte er gereift ablehnend. Daß die Grundlegung seiner Barocksteischilderung schwierig und zugleich bahnbrechend war, davon wollte der bescheidene, zurückhaltende Meister nichts wissen. Vom „Cicerone" wiederholte er mündlich, was obiger Brief besagt. Ueber dieses Werk freute er sich aber herzlich, weil es ihm die Berufung auf einen Lehrstuhl in Zürich als ordentlicher Professor mit eintrug und ihn von pekuniären Sorgen befreite.

Nach dem ersten und den weiteren Zusammentreffen mit ihm schied ich jedesmal entzückt von der Gediegenheit, der Zuvorkommenheit, dem weltmännischen und doch friedfertigen Wesen sowie dem geistvoll gediegenen Urtheil des Mannes, dessen eminente Eigenschaften nur unvergeßlich sind. „Treu und beharrlich," diese Devise gehört ihm zu.

Ich nahm mir in demselben Jahre die Freiheit, für den Kunstkenner eine eigenartig dekorirte Porzellantasse anfertigen zu lassen, die freilich nur aus dem Rahmen des Kunsthandwerks hervorgung. Nach Empfang der Kleinigkeit schrieb der Dankbare mir:

„Basel, 6. Juni 1886.

Verehrter Herr! Gestern ist das herrliche Geschenk wohlbehalten in meine Hände gelangt, und ich habe sofort meinen ersten schwarzen Kaffee aus der Tasse getrunken, welche fortan Ihr werthes Andenken bei mir sichtbar aufrecht hält. Meine volle Bewunderung für den feinen und ruhigen Geschmack, der in der ganzen Verzierung waltet! Dieser Tage habe ich mein 69tes Jahr angetreten und nehme nun Ihre werthe Gabe als ein edles Geburtstagsgeschenk.

In voller Ergebenheit der Ihrige

J. Burckhardt."

Als ich meinen Gönner im Jahre 1887 wieder besuchte, bedauerte er, aus der „koftbaren" Tasse nicht mehr trinken zu können, indem seine Aufwärterin erklärt habe, sie fürchte sich, die Tasse zu behandeln. Ich ließ daher für den mitbesorgten Besitzer meiner Belästigung eine andere, reich dekorirte Tasse nebst Teller herstellen, nach deren Empfang er mir in liebenswürdiger Weise das Folgende schrieb:

„Basel, 16. Mai 1887.

Verehrter Herr! Ihre Güte setzt mich von Neuem in Verlegenheit; wie soll ich Ihnen für dies zweite herrliche Geschenk meinen Dank ausdrücken? Einstweilen nur dadurch, daß ich die schöne Tasse sammt Teller wirklich brauche, denn bei der ersten gerieth das

---

„Ich werde nicht anders können."

„Na, dann macht a Fenster auf, und dem Viech a Foulardtiechel um!"

Endlich kehrte Ruhe ein. Jeder beschäftigte sich in seiner Weise. Vater Bischof nickte in der Ecke, der Sohn las und rauchte, mein Mann spielte mit Frau Bischof Angehn, ich las den Parsival, und Schusterl knabberte an seinen Zuckerln.

Da, Zollrevision, Auszeigen, aufs Neue Unruhe, Angst. Peppi hatte den falschen Mantel umgehängt, es fehlten Taschen zum Hineinstecken, der Vater hatte Schusterl einen Moment aus den Augen gelassen, Schusterl sofort eine Bekanntschaft angeknüpft, die ihn gegen die Weiterreise rebellisch machte, es gab ein Hin und Her, ein Für und Wider, endlich Zwang und Abfahrt.

Nachts 11 Uhr fuhren wir in Bayreuth ein, soupirten gemeinsam im Stern und fuhren dann zu Käthe Waldmeister in unser prachtvolles Privatquartier.

Am anderen Morgen besuchten uns die Herrschaften, es goß in Strömen, man konnte nichts unternehmen, und einmal am Zimmer gefesselt, war der Zarokitsch im Handumdrehen hergerichtet. Endlich ein Sonnenstrahl! Flugs war ein Wagen geholt, durch die Stadt gefahren und am Grabe des großen Meisters ein Kranz niedergelegt, dann Diner — und um vier Uhr die Fahrt in den Parsival angetreten.

Es war ein Wetter, wie wenn der Himmel alle Schleusen geöffnet hätte.

Herr Bischof saß im Gummimantel unterm Regenschirm auf dem Bock und rauchte. Vater und Tochter saßen bereits in dem engen Wagen, der uns hinauffahren sollte. Unter Regen und mit Theaterutensilien beladen, stiegen wir mühselig ein.

„Nein, daß Ihr Gatte in diesem Wetter auf dem Bock sitzen muß, thut mir in der Seele leid, wenn er sich nur nicht erkältet!"

„Lassen's mi aus! I hab an Zorn auf den Mann, daß i ihm nit a mal in 'n Wagen liebat, wann a Sitz für ihn da wär."

„Aber, warum denn, Ihr Gatte trübt doch kein Wässerchen und bereitet Ihnen den Himmel auf Erden?"

„Ja — a schener Himmel, so wie der ober uns, a Geizhals is er wordʼn, a Bischof wollt i hab'n, da schaun's, mer fahren just vorbei, hier in der Auslag liegt's bei der billigen Spitzenerzeugerin. Um 20 Gulden kunnt i's hab'n."

„Nun, und? Das ist doch sonst nicht der Fall bei Ihrem Gatten."

„Ja, er sagt, ein vernunftiger Mensch halt sich immer an die Nationalerzeugnisse vom Land. In Baiern ißt er an Kned'l, trinkt a Bier und hert den Wagner an, in England trinkt er Whysky, ißt a Rohbif und hert a Parlamentsredt an, in Frankreich, und was er noch all's g'redt hat, i hab' gar nimmermehr zug'hert."

„Hm, hm, wie schade, daß Ihre köstliche Laune getrübt ist!"

In diesem Augenblick rührte sich etwas auf dem Schooß von Frau Bischof. Schusterl steckte sein reizendes Köpfchen, geschmückt mit einem neuen Halsband, unter dem Plaid hervor.

Ich traute meinen Augen nicht.

„Na naturli, was haben's denn denkt — wo sollt' denn's Viecherl bleiben?"

„Ja, was denken denn Sie? Sie können doch das Thier nicht mit in den Parsival nehmen!"

„Warum denn nit? Was hat das Viech schon für Musik ausg'stand'n! 's wird am Wagner nit z' Grund geh'n. Und wo sollt denn das Hunderl bleiben?"

„Im Hotel — auf Ihrem Zimmer; wir fahren zurück und übergeben den Hund dem Portier."

„Das geht nit. Mir sein keine Verschwender, mer sein ökonomische Leit. Das Loschis hab'n mer schon aufgeb'n, um 11 is d'Abreiʼ, und S' wer'n schau'n, 's Schusterl is brav, der stert gar nit. Er macht sich a gar nit aus'm Wagner."

„Liebe Frau Bischof, hier ist jede Debatte ausgeschlossen, der Hund darf nicht in den Parsival. Ich bitte Sie, vergegenwärtigen Sie sich doch die Situation, wenn der Hund in der Gralszene zu bellen anfingt — Dieser Angst setze ich mich nicht aus und bleibe, wenn Sie sich von dem Thier durchaus nicht trennen wollen, zurück und leiste zu Gunsten des Hundes Verzicht auf den bevorstehenden Genuß."

Herr Bischof, der dieser Unterredung, ohne sich zu betheiligen, vom Bock aus folgte, sagte darauf zu dem Kutscher: „Sie — sie sind g'nomm'n bis zur Abfahrt nach Nürnberg. Was is die Tax?"

„Tax ist heut nicht, bei so ein Wetter, da fahr ich noch sechsmal hinauf und hinunter."

„Na reden's, was wollu's hab'n?"

„Für 30 Mark bleib ich oben."

„Gut, bleiben's oben und passen auf's Hundchen auf."

„A schene G'schicht," seufzte Frau Bischof, „um 20 Gulden hätt i die Duchesse g'habt!"

Mir fiel ein Stein vom Herzen, daß diese Frage gelöst schien, und wir zur Ruhe kamen.

Oben angekommen, sagte mir der alte Herr: „Ich habe alles kommen sehen, wie es gekommen ist."

„Und warum nicht verhindert?"

„Liebe, gnädige Frau, ich bin alt und ein Mann des Friedens geworden. Wenn man der Jugend nicht nachgiebt und allein dasteht, wie ich, — läßt sie ihn seine Einsamkeit, seine Abhängigkeit bald fühlen, — drum habe ich mir eine Philosophie zurechtgezimmert — mit der ich durchs Leben schleiche."

„Ich bewundere Sie, ich könnte das nicht, so gegen meine bessere Ueberzeugung Dummheiten, Fehler begehen lassen und in allem nachgeben."

„Sie sind eben auch noch zu jung für meine Philosophie. Erst in meinem Alter begreift man die Weisheit, welche in dem lustigen Wörtchen liegt: „Der Klügere giebt nach."

„Aber Frau von Berowicz, was machen's denn 'm Vaterl so de Kur? Se verwehnen Ihm, — es wird ihm dann bei mir gar net mehr g'fall'n. — Kommen's, Herr von Berowicz, wir wollen's Schusterl in d'n Wagen bringen. Schad g'nug, wissen's, mit Ihrer Gemahlin is net angenehm z' reisen. Sie hat so was Decidirles, ma kommt net auf gegen se. Se hat mer d' Freid am Parsifal völli verdorʼn, daß i' mer 's Hunderl net laßt.

Mei arm's Viecherl, — na kumm, kumm n'ein, in 'n Wagen — sei brav — da hast was! — So pfit di a Gott! — Se — Fiacker — da haben's 3 Zehnerln, trinken's a Bier — und schaun's nach'm Viech!"

Schusterl schaute ganz verwundert drein, er wußte nicht, was ihm geschah, — und so kamen wir endlich in den Parsival.

Es war kurz vor Beginn.

Der erste Akt war vorüber, die reizende junge Frau stürzte auf den Wagen, holte Schusterl, nahm ihn auf den Arm, überschüttete ihn mit Liebkosungen und Trostesworten. „Hast schon was Besser's g'hert; is Kaner bei Stimm'! Da Peppi — geb', gieb'm was g'essen — hol'm an Schinken!" Schusterl ging von Einem zum Anderen, auch ich stillete ihm meine Bewunderung für seine musikalische Unthaltsamkeit, der Frau Bischof etwas mißtrauisch ihr Ohr lieh. Dann kehrte Schusterl in den Wagen und wir in den Parsival zurück.

Doch nach dem zweiten Akt war das Thier sehr aufgeregt, hatte das Polster zerbissen, ihm war in der Dunkelheit angst geworden. Die Familie war beunruhigt. Frau Bischof fassungslos.

„Peppi, geh', hol mir an Spezialisten, 's sind vüll Nordteitsche im Parsifal, 's wird a Nervenarzt dabei sein!"

Peppi führte sich gewohnternmaßen nicht vom Fleck.

„Mei arm's Hunderl! Das Viech is g'wohnt, vor'm Nachtmahl

Dienstmädchen einigermaßen in Furcht und erklärte, so zartes Geschirr pflege bei ihr etwa zu verunglücken. Die jetzige Tasse glaubt sie beim Leben erhalten zu können.

Der perfekte Geschmack in der Gestalt und der Vertheilung der Blumen auf der Fläche erinnert mich an das ornamentale System der persischen Gefäße, wie ich sie im South Kensington Museum gesehen habe. Ganz zierlich ist die Wirkung des Goldes als Dessin auf dem Blau.

In der Zurückgezogenheit und Stille meines Alters will ich nun diesen Schatz genießen und Ihrer Freundlichkeit dabei oft eingedenk sein.

In vollkommenster Hochachtung Ihr dankbarer

J. Burckhardt."

Diese beiden Briefe zeigten mir so recht das Verständniß des Empfängers auch für kunstgewerbliche Produktionen und zugleich seinen überaus feinfühligen dankbaren Sinn. Die beiden Tassen werden noch unverletzt sein; unser großer Kunsthistoriker und Kritiker, dem die Menge lauschte, aber liegt im Grabe!

Als ich darauf Burckhardt wieder in seinem mit einem schönen, das Innere des Pantheons darstellenden Stiche geschmückten Studirzimmer besuchte, kamen wir nach einer ideellen Wanderung durch das „moderne" Rom auf die Privatgalerien Roms zu sprechen, die der „Cicerone" selbstverständlich besser als ich kannte, von deren Bilderschätzen aber keine Photographien zu besitzen, er höchlich bedauerte. Als Hilfsmittel beim Unterricht entbehre er diese ungern. Ich hatte gerade kurz vorher bei Spithöver in Rom zahlreiche Photographien genannter Art gekauft und lud Burckhardt geziemend ein, mich im Hotel Krafft am Rhein zu besuchen, um die Blätter in Augenschein zu nehmen. Wirklich sagte mir der alte Herr zu; und so hatte ich das Vergnügen, ihn auf meinem Zimmer zu sehen und ihm die Photographien zu seiner Freude zeigen zu können.

Inzwischen hatte ich die Zahl meiner Distichen über Italien beträchtlich vermehrt und ihm sodann eine Auswahl derselben zugeschickt. Er erwiederte mir darauf:

„Basel, 17. September 1890.

Hochgeehrter Herr! Mit großer Theilnahme durchlas ich die mir übersandten Distichen und werde nun, weil Sie es so wünschen, die früher übersandten zernichten. Manches in der großen neuen Sendung ist trefflich gelungen: San Sabina, Turin, San Giorgio in Venedig, Ancona, der Palazzo Doria in Genua, Siena, der Römische Appennin, Villa Pia, San Onofrio, Porta Capuana in Neapel, dann mehreres über Künstler und Kunstwerke sammt den allgemeinen Betrachtungen gegen Ende. Gleichwohl möchte ich in heutiger Zeit nicht zu einer Publikation rathen, welche auf schmerzliche Weise verkannt werden könnte. Täuschen wir uns nicht! Das Verhältniß der gebildeten Deutschen zu Italien ist ein ganz anderes geworden, als es vor einigen Jahrzehnten war, da relativ Wenige, aber zu langen und mehrmaligen Aufenthalten das Land besuchten, und da die Anschauung Italiens als eine geistige Ergänzung des deutschen Wesens galt. Ich bin noch zu jenen Zeiten und unter der Einwirkung Goethes jung gewesen, und Sie, hochgeehrter Herr, sind nun aus einer jüngeren Generation. Einer der sehr Wenigen, welche Italien auf ähnliche Weise sich haben aneignen können. Gegenwärtig reisen hundertmal mehr Deutsche hinein als vor 50 Jahren, allein für die bekannten kurzen Ferienwochen, mit Schnellzügen und mit geschwindem Zusammenraffen der sogenannten Hauptsehenswürdigkeiten. Auch scheint es fast, als wäre eine Ahnung lebendig geworden, man müßte das Land noch rasch sehen vor dem Hereinbrechen gewisser Krisen im Süden und Norden. Wo soll da die wahre Kontemplation herkommen für die Dinge selbst und woher vollends der Sinn für poetische Nachklänge, welche die Dinge in einem berufenen Gemüthe geweckt haben? Glauben Sie mir, wir sind eine minime Minorität!

Von Spithöver habe ich schon im Frühling eine schöne große Sendung Photographien zum Besehen erhalten, welche ich vollständig behielt. Mögen Sie, der mir die Quelle eröffnet hat, auch hierfür meinen besten Dank annehmen.

In vollkommener Hochachtung Ihr stets ergebener

J. Burckhardt."

Auf einer Reise im Norden Europas 1891 las ich in Burckhardts „Die Zeit Konstantins des Großen". Ich wollte den Verfasser auch als Historiker kennen lernen. Darauf bezüglich entstand das nachfolgende Sonett, das ich dem Besungenen mittheilte:

Wie Du Dich tief versenkt in die Gebiete,
Die Du erschließest mit des Forschers Sinn!
Wie Du zu Tage förderst den Gewinn:
Den sichern Fund und selbst das Spiel der Mühle!

Und was Du bietest, daß es je verriethe
Verwandte Mühe, hemmenden Beginn!
Das Schwerste reichst Du leicht und frei uns hin
In treffenden Gedanken — ohne Niete!

Du hast genügt den Strengsten! Ob auch Dir?
Du forderst von Dir selbst das höchste Leisten,
Obschon nach Beifall fremd Dir jede Gier.

Den Stoff zu meistern, reizet Dich am meisten:
Du hast, doch suchst Du nicht, des Ausdrucks Zier;
Und dies Gedicht — Dir scheint's ein klein Erdreisten.

Allein, wie ich es in dem Schlußverse ausgesprochen, so erging es mir. Von dem sonst so gefälligen Manne hörte ich kein Wort über mein kühnes Lob, mit dem ich sicher das Mißfallen des Gönners erregt hatte. Solche unschwer sich zu leistenden Hervorhebungen waren nicht nach dem Geschmack des gediegen selbstbewußten Mannes, wie ich zu spät einsah. Und doch dichtete ich das Sonett unter dem mächtigen Eindruck jenes historischen Werkes; darum mag es hier eine Stelle gefunden haben.

Uebrigens legte Burckhardt der Ausübung seiner Geschichtsprofessur eine größere Bedeutung bei als der seiner kunsthistorischen. Als ich wieder einmal nach Basel kam, fragte ich bei Burckhardt erst an, ob ihm mein Erscheinen angenehm sei, indem ich meine Zeilen auf die Rückseite einer Photographie der Grotte der Egeria schrieb, die ich für ihn aus Rom mitgebracht hatte. Er antwortete mir hierauf:

„Dienstag Morgens (Poststempel Basel, vom 26. April 1892).

Verehrter Herr! Ich bin zu jeder Zeit Ihres werthen Besuches gewärtig, ausgenommen täglich von 11 bis 12, da ich zu lesen habe, auch bin ich heute Abend von 6 Uhr an in Anspruch genommen. Besten Dank für die Grotte der Egeria.

Ihr ergebenster J. Burckhardt."

Es geht nun langsam abwärts. Ich wurde leidend; der höchst rüstig aussehende, immer noch thätige Greis fing zu kränkeln an, nachdem er schon früher von den drückenden Folgen des beginnenden Alters klagend gesprochen hatte. Er gab erst seine Geschichtsprofessur auf und dann seine gesammte Thätigkeit an der Baseler Universität. Gewiß nicht ohne einiges Widerstreben verließ er auf Anrathen seiner Verwandten hin die unbequeme Unterkunft in der Albansvorstadt. Er bezog eine sehr freundliche, weiträumige Wohnung am Aeschengraben, in der es sich behaglich weilte, und die im Vergleiche mit der früher innegehabten einen großen Kontrast bot. Hier besuchte ich den Duldenden noch zweimal. Er bedauerte dabei, nicht mehr nach Wunsch mit voriger Kraft arbeiten zu können; allein das Gespräch mit ihm blieb das erste Mal noch recht anregend. Bei meinem letzten Besuche zu Anfang des Jahres 1895 war sein Zustand gedrückter geworden. Er klagte über Brustbeklemmungen und Schmerzen in den Beinen. Nachts zwischen 10 und 11 Uhr spielte er Klavier, um nicht zu früh zu Bett zu gehen, da er auch an Schlaflosigkeit mitunter litt. Schon im Frühjahr 1894 schrieb er mir auf meine Erkundigung nach seinem Befinden hin:

„Basel, 24. Mai 1894.

Hochgeehrter Herr! Mit großem Bedauern entnehme ich aus Ihrem Schreiben, daß Sie Ihrer Gesundheit wegen auf Ihrer Reise haben eine Pause machen müssen. Immerhin habe ich aus Ihren werthen Zeilen ersehen können, daß Ihre Kräfte wohl erhalten sind. Leider kann ich von mir nicht dasselbe rühmen; seit fünf Wochen hüte ich das Haus, indem meine geschwollenen Beine mir Sorgen zu machen beginnen. Ihrem Wunsche nach einer Photographie beilage ich, nicht genügen zu können, indem keine solche von mir vorhanden ist.

Mit besten Wünschen für baldige Hebung Ihres Leidens

Ihr hochachtungsvoll ergebener

J. Burckhardt."

Es war eine von den Eigenheiten des einfachen, zurückgezogen lebenden Mannes, daß er sich nicht photographisch aufnehmen ließ. (Einmal soll ohne sein Vorwissen eine Momentphotographie von ihm erhascht worden sein, so daß seine lebensvollen, markigen Züge doch auf die Nachwelt kommen, wenn dies nicht durch eine Todtenmaske geschehen sollte, die etwa am Leichnam abgenommen wurde.) Er wollte sich auch nicht dem unschuldigsten und lobenswerthesten Modetande hingeben, wie er auch jede Eleganz in der Kleidung verschmähte und mit breit umgelegtem, ungestärktem Hemdenkragen umherging, der auch dem kräftigen Halse des gedrungen gebauten Mannes vortrefflich stand. In einem Punkte jedoch hielt er auf feinstes Aussehen, nämlich was Briefpapier anbetraf, von dem er nur das gediegenste benutzte. Seine Handschrift ist eine der geläufigsten, durchgeistigtsten von denen, die ich kenne. Sein Organ war kräftig und wohltönend; seine Ausdrucksweise gewandt und überzeugend sowie fern von jeder Deklamation; seine Haltung männlich entschieden und bewußtvoll, ohne jede Pose oder Ueberschätzung. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem: ich werde nimmer seinesgleichen seh'n!" Das Auge war ein Spiegel der reinen und großen Seele. Selbst Fremde, die ihn nicht als den bedeutenden Mann, der er war, kannten, erkrenten sich an seiner imponirenden Gestalt und schlossen daraus auf seine inneren Eigenschaften. Ich hegte nicht nur die höchste Achtung und Bewunderung für ihn, nein, ich hatte ihn auch lieb wegen seiner Milde. Und dabei soll es auch nach seinem Tode verbleiben.

Seinen letzten Brief empfing ich in diesem Frühjahr. Er antwortete mir, nachdem ich ihm zwei die „Alhambra" und „Wisby" behandelnde Gedichte zugesandt hatte.

„Basel, 16. März 1897.

Sehr geehrter Herr! Bei meinem durch mehrjähriges Herzleiden schon sehr geschwächten Zustand habe ich doch die beiden Gedichte mit aller Theilnahme durchlesen und sende dieselben hiermit zurück, damit Sie noch sonst Jemand, der Ihnen werth ist, damit erfreuen können. Nicht nur bei der „Alhambra" vermochte ich mit Hilfe meiner Kenntnisse der großen Publikationen an Bekanntes anzuknüpfen, sondern auch bei „Wisby", von dessen Kirchenruinen ich durch ein gutes Geschenk ansehnliche lithographische Abbildungen besitze.

In vollkommener Ergebenheit der Ihrige

Jak. Burckhardt, Prof. emer."

Am Schlusse des Briefes nennt der berühmte Schreiber sich einen Ausgedienten. Ja, ausgedient, insofern er wie der mannhafte Krieger die höchstmögliche Ausbildung in geistiger und ethischer Beziehung sich gegeben hatte! Mit Wehmuth blicke ich auf die mir von dem edlen Menschen zugegangenen Briefe, die ein Bruchtheilchen seiner Lebensgeschichte bilden. Auch sie sind Zeugnisse für seinen Geistes- und Herzenswerth, für seinen umfassenden und scharfen Blick, seine Gründlichkeit und seine liebevolle Versenkung in Einzelheiten. Mögen sie von den Lesern in diesem, gewiß auch ihrem Sinne aufgenommen werden! Seien diese Zeilen eine Dankes- und Erinnerungsspende auf sein frisches Grab!

Trefflicher Mann mit der Tiefe der Einsicht, richtigem Urtheil,
Welcher die Kunst mir erschloß, werde der Kranz Dir geweiht!

Ein- und Ausfälle.

Von [Nachdruck verboten.]

Cossmann.

Wer sich der Psychologie widmet, muß darauf gefaßt sein, daß es ihm zuweilen ergehen wird wie dem Fleischbeschauer welcher den Appetit zu Fleischpreisen verloren hat.

Die schrecklichste Vorstellung für Psychiater ist eine Welt ohne Irrsinnige.

Je größer das spezifische Gewicht von Thatsachen, desto eher vermögen sie einen Forscher zu tragen.

Bilder in der Küche sind verdächtig. Meist ist die Wand schadhaft.

Die Materialisten des vorigen Jahrhunderts waren noch nicht die richtigen; erst die jetzigen kommen wirklich ohne Geist aus.

Wenn ein Engel vom Himmel herunterkäme, würde Mancher darin nichts sehen als eine Bestätigung der Fallgesetze.

Die Aufgabe des Seyers ist: Geschriebenes in Gedrucktes zurückzuverwandeln.

Nicht Jeder, der ein lesenswerthes Buch schreibt, kann einen lesenswerthen Satz schreiben.

Man muß den Muth haben, Meinungen auszusprechen, welche keinen Anstoß erregen.

Die schwerste Kunst nächst dem Dichten ist: nicht zu dichten.

Ein Aphorismus ist ein kleines Haus mit weitem Fernblick.

„Unter der Kritik sein" gilt mit Recht als Bezeichnung des tiefsten Standes, welchen eine Sache einnehmen kann.

In der Geisterwelt haben nur diejenigen Verträge Giltigkeit, welche mit Blut geschrieben sind.

---

a Stund oder länger bei mir s' schlaf'n, des fehlt ihm. — Kommt, i wer Dir a Liadl sing'n, seid's ruh'g! Billeicht schlaft er a bissl.

Werr war hier,
Werr war hier?
Meine liebe Rosen,
Derr war hier,
Derr war hier.

Err war hier,
Err war hier?

Ja — err war hier,
Err war hier.

Nu, was is? Das g'fallt Dir nit, das doppelte r is 'n Hunderl zu scharf, zu drammatisch, na wart a bissl, i sing Dir was ander's, — aber erst hol ihm was z' nachtmahl'n, Peppi!

Geh mei Biecherl —

Wenn D'heim zu mei'm Schätzel kommst,
Sag' ihr viel' Grüß'!
Wenn's fragt, wie mir's geht,
Wenn's fragt, wie es sieht,
Sag', auf zwei Füß',
Sag', auf zwei Füß'.

Und wenn's Di dann weiter fragt,
Sag', i hätt' g'freit!
Und wenn's dann klage thut,
Und wenn's dann weine thut,
Sag', i komm' heut'.

Ach nein, Schatz'l, glaub ihm net!
Du bist betrog'n,
Daß i Di gar nit mag,
Daß i Di nimmer mag,
Das is erlog'n.

Sig'st, das g'fallt eam schon besser. War das aber an Schrecken! — an den Parsifal denk i mei Leben lang, und noch a Wochen drüber. — Jetzt trink noch a bissl, dann mach i Dir a Polsterl g'recht — da ruhst D' vor so ana Nachtfahrt aus, 's wird anstrengend g'nug für mei Herzpinkerl sein!"

Gesagt, geschehen. Schusterl lag im Wagen auf seinem Daunenkissen, hatte sein seines Schabrackerl als Zudecke und war ruhig. Doch jetzt erklärte der Kutscher, den Hund nur dann zu behalten, wenn einer von den Herrschaften bei ihm bliebe, sonst keineswegs. Der Versuch, ihn umzustimmen, scheiterte, denn Schusterl hatte den Kutscher gebissen, — der Mann war in Sorge um sich, — und sehr aufgeregt, sagte er: „In Bayreuth hat's schon viel Spektakel gegeben, — aber solch Mordspektakel wie dieser, von dem elenden Vieh, sei noch nicht dagewesen, — und wenn der Hund etwa toll wäre, müßten die Herrschaften ihn für ihr Geld beim Pastor in Paris kuriren lassen, denn in Bayreuth verstünden die Pastoren nichts von tollen Hunden, — und er sei Familienvater ꝛc. ꝛc."

Frau Bischof standen die hellen Thränen in den Augen. Der Zorn übermannte sie — und drohend hob sie ihr Händchen gegen den Kutscher.

„Was, — a elendes Vieh soll mei Hunderl sein! — Se, nehmen's Ihna in Acht, daß ki Watschen krieg'n!"

„Tontscherl!" rief nun Herr Bischof, „vergiß nit, Du hast scho wegen 'n Schusterl vor'm Bezirksrichter g'standen! — Du bist scho b'straft."

„Was, — i bin b'straft — was red'st denn? I bin net b'straft. Du bist b'straft, Du hast zehn Gulden g'zahlt, da bist Du b'straft, nit i!"

„Aber Frau Bischof! Was erregt Sie denn so?"

„Ach! — mei Hausherr hat im Café über uns g'tratscht, daß me nimmer z' Haus san und Sperrsechserl zahl'n wie die Studenten. Da hab' i auf'm Schour g'sagt, daß er a Schusterl is und st nit um uns z' kümmern hat. — Da hat er mi selkirt und wegen Injurien g'stellt. Da hab' i ihm g'sagt, wenn i g'sagt hätt, daß Schusterl a Hausherr is, wär's an Injurie — aber nit umkehrt. Na — und da is der Peppi verurtheilt wor'n, zehn Guld'n z' zahl'n."

„Armes Frauchen, Sie haben schon viel in Ihrem jungen Leben gelitten — doch bitte, sorgen Sie jetzt für den kleinen Störenfried, denn die Zeit verrinnt — der dritte Akt wird bald beginnen!"

„Ja, was macht man? Geh, Pepperl, sei liab, bleib Du beim Biecherl, 's kann nit allani sein, geh — bleib! — I werd Dir so a liab's Weiberl sein, daß Dei Freid an mir hast."

„I bleib nit."

„Warum net?"

„Was, wann i a nit red, glaubst denn, daß i nit schon lang bös bin auf Di, was mit dem Schusterl treibst. Was für a Roll der Hund im Haus spielt, — und daß D'mi zum Trottel machst."

„Bist a einer!"

„Was? Vatter, Du hast g'hört, was er z' Tontscherl g'sagt hat, — das war das Letzt. — i schaff den Hund ab."

„Aber Kinder, so entzweit Euch doch nicht!"

„Nein, Vatterl, i hab's a schon lang satt, wann i nit mei Hunderl haben soll, was hab i denn, ka Kind hab i net — und ka Mann hab i a net."

„Was, Du hast ka Mann?"

„Nein."

„Was bin i denn?"

„A Tarockspiller bist, und i hab a mein Anspruch ans Leben, — und wenn ma zehn Jahr ausg'halten hat, is g'nug, — i geh fort von Dir."

„Wirst widder komm'n."

„A net, wann D'mi mit zehn Kutschpferd'n z'ruckholen thät'st."

„Risikirst Du nit."

„Was, Du thät'st mi nit z'ruckhol'n?"

„Nimmer, ka anständiger Mann holt sa Frau z'ruck, wann's davon rennt."

„'s nit wahr, — hast's nit am Samstag beim Offerbach g'sehn, wie der Orpheis bis in d' Unterwelt gang'n is — nach der Euridike, das war e Mann!"

„Ja, der Orpheis, der war schlimm d'ran, — wollen — wollt' er nit, — aber hätt' er's nit g'than, dann hätt' ihn die effentliche Meinung aus der Nessonre ausg'stoß'n, — und wo sollt er dann sein Tarok spill'n? — Ich hol Di nimmer. — Vatter, komm, Herr und Frau von Berowisch, komm'ns mit, der Tontscherl g'schieht a Recht. Ich wollt' wegen dem alten Vatter hier übernachten, aber sie will's nit, weil's Schusterl 's Klima nit vertragt, nu hat's ihr Straf, jetzt kann's mit ihr'm Herzpinkerl den Parsifal von draußen hören."

„Oh, Muatterl, Muatterl, wann Du's wüßt'st, wie Dei armes Tontscherl mißhandelt wird, — wie Recht hast D' g'habt! Oh, der Peppi! — An Meineid hat er g'schwor'n!"

„Was red'st?"

„Ja — g'schwor'n hast', daß D' mi mit Liab und Güte b'handeln, daß D' mi b'schütz'n willst, bis an Dei End — nu — is das a Liab — is das a Schutz, wann's D' mi alleini laßt? — I bleib nimmer."

Es läutete das dritte Mal. — Da traf der Vater die Entscheidung „Geh hinein, mein Sohn, und nimm Deine Frau mit Dir — ich werde beim Hunde bleiben!"

„Vatterl, das thät'st D'?" Und Thränen der Dankbarkeit stürzten der gequälten kleinen Frau aus den Augen. „Du bist der beste Vatterl auf der Wölt — und was i kann, will i Dir z' Liab thun und wann's widder musiziren willst, und i noch so a Migräin hab' musst D' auf mein'm Böhmdorfer spill'n."

So löste sich dieses Quiproquo.

Nach dem dritten Akt eilten die Wiener Freunde, um den Zug zu erreichen, — und uns blieb nur noch Zeit zu einem herzlichen Lebewohl und Auf Wiedersehen!